

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1914

333 (1.12.1914) Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

Die Schlacht an der Nordsee.

Unzählige Opfer heischend,
Am Nordmeer wüthet die Schlacht,
Des Abendlands Völker zerfleischend
Um britischer Hagler Nacht
In Schreden und Graus.

Es will nicht enden das Morden
Am Meer und am Meerfluß,
Stets neue farbige Horden
Jagt deutschem Todesgruß
Entgegen der Feind.

Doch ob auch der Hölle Rachen
All seine Teufel speit,
Wird das uns nicht wankend machen.
Der Deutsche heroisch sich wehrt
Dem Tod mit Gesang.

So wird es nicht lange mehr dauern,
Bis Deutschland den Sieg erringt
Und alle Dämme und Mauern
Der Feinde im Sturm zerbricht,
Zu enden die Noth.

Dann schwindet das Bangen und Jagen,
Sind wir erst am letzten Ziel,
Gen England den Sieg zu tragen,
Wenn auch ob der Opfer viel
Herrscht Trauern daheim.

Drum vorwärts, wie schwer es auch scheint!
Wir haben noch Helden genug! —
Hier, wo einst Oranien, das Kleine,
Den spanischen Würger schlug,
Erlangt auch den Sieg!

Und da, wo die Niederländer
Die Spanier trieben in's Meer,
Treib' du auch den Hungerländer
Verachtend vor dir her,
Trotz Dreadnoughts und mehr —

Und alle die schimpflichen Gaben,
Die England dir zugehacht,
Möggst du, Alldeuschland, begraben,
Im Donner der ständischen Schlacht,
Vertrauend auf Gott.

Carlsruhe. Jakob Albrecht.

Die geheimnisvolle Hyazinthe.

Von Chr. Bouchholz.

Als ich in das Zimmer des Peter Hallo trat —
Zehn Jahre waren es her, seit ich ihn zum letzten
Male gesehen, den lustigen Burischen — schammte
er die Duff der Hyazinthe entgegen. Es war eine
vornehmlich durchscheinende weiße Hyazinthe.
Sie lagte sie aus einem jener schlanken Zwiebel-
körben empor. Und ihre Äugeln blickten ins Blaue
hinein. Der Duft war beinahe verhauchend, dem
Geruch des weißen Boredeur vermandt; er gab
dem Zimmer eine freudige Atmosphäre.

Peter Hallo sah aber an seinem Schreibtisch, die
Zehn in die Hände gestützt, und schien sich von dem
Duft in seltsame Träume fallen zu lassen. Er er-
starrte beinahe, als ich eintrat.
„Ah, Sie sind es?“ lächelte er müde und stand auf.
„Das freut mich, daß Sie kommen. Ich hie hier
und spintiere mich in eine gelinde Melancholie
hinein. Nehmen Sie doch Platz.“
„Sie sind so ernst, Peter Hallo. Wird Don Juan
erzählt?“

„Kun... Don Juan“, kränzelte er die Lippen
eines verwundnen Kavalliers. „Es handelt sich
trotzdem diesmal um eine Liebe...“
„Sie scheinen beinahe melancholisch“, lachte
ich, „unglücklich verliebt? Ist das möglich bei Pe-
ter Hallo?“
„Unglücklich oder nicht, wie Sie wollen. Wein,
schwarzer Duff man genöh, wie eine Ahnung, den man
aber nicht trinken dürfte... vielleicht nicht wollte.
Sie kommen mir gerade recht. Ich will Ihnen er-
zählen, daß ich die Geschichte von der Leber bekomme.
Und es mag sein, daß Sie über mich lachen werden,
wenn die ganze Sache Ihnen alltäglich scheinen muß.
Ich dreht sich nur um diese Hyazinthe. Finden Sie
nicht, daß sie einen ganz köstlichen und eigentüm-
lichen Geruch hat?“

„Vor acht Tagen wohnte ich noch nicht hier. Viel-
leicht wissen Sie das?“
„Vor etwas über acht Tagen fuhr ich vom Ver-
ein zum Zoo zum Potsdamer Platz in der Unter-
stadt. Und da fiel mir ein junges Mädchen
über am anderen Ende des Wagens, diese Hyazinthe
in der Hand. Und die Hyazinthe füllte den ganzen
Wagen mit ihrem Duft.“
„Sie sehen, ihre Blüten sind durchschimmernd wie
Perlen. Und so auch war ihr Teint, von einem
überirdigen Schmelz, schneeweiß. Und ihr wei-
ßes Haar stieg aus dem samtschwarzen Pelzmantel
wie eine schwebende zarte Blüte. Eine
neine Pelzmütze mit weißer Feder sah ihr schief
auf dem schwarzen Haar. Ich betrachtete sie mit
Wonne. Sie war schön, unendlich schön. Und ich
sah es, wie sie ab und zu ihr Gesicht der damals
erschließenden Blume zuneigte und durch die
erschließenden Blüten den Duft in sich zog, wie ein
kriechendes Getränk.“

Der Zufall wollte es, daß auch sie am Potsdamer
Platz ausstieg. Ich folgte also ihren trappelnden
Schritten. Und ich fragte mich: Ist sie eine Polin,
eine Russin, eine Griechin? Es war etwas räseln-
des in ihrem Gang, in jeder ihrer Bewegungen,
in ihrem Gesicht, das der Grazie der Frauen dieser
Welt eigen ist.
Mit einemmal trat sie ihre Hyazinthe durch das
offene Auto- und Karosfengewege des Potsdamer-

platzes, so, als gälte es nur, die Blume in Sicher-
heit zu bringen. Ich folgte ihr, folgte ihr in eine
Seitenstraße und sah, wie sie in einer Haustür ver-
schwand. Aber bevor sie noch die Haustür hinter
sich zufallen ließ, schaute sie sich um, sah mir gerade
ins Gesicht. Sie mußte meinen Blick gefühlt haben.
Sie sah mich an, gewissermaßen erstaunt, und war
im Dunkel des Flurs verschwunden.

Da blieb ich stehen und schritt vor dem Haus auf
und ab, in der Hoffnung, sie könne in einigen Mi-
nuten das Haus wieder verlassen. Vielleicht war sie
nur gekommen, einer Freundin ein Geburtstags-
geschenk zu bringen? dachte ich mir. Und als ich
so wartete, spaltete sich in zweiten Stock ein Vor-
hang, ein Fenster öffnete sich, und jemand stellte
zwischen die Doppelfenster eine weiße Hyazinthe, die
in einem Kestchlein stand. Es war eine zierliche
Blume. Von unten herauf konnte ich das Gesicht
nicht erkennen. Aber ich kannte die graziose Ge-
stalt, mit der die Blume hingestellt wurde. Ich
mußte: hier mußte sie wohnen... Vielleicht war
sie eine Studentin? Studentin der Medizin? Viel-
leicht... Es plagte mich, es zu wissen.

Aber dann zuckte ich die Achseln, lachte, zündete
mir eine Zigarette an und ging: Pah, ein Rencon-
tre, weiter nichts.
Peter Hallo stand auf. Wir traten ans Fenster,
und er wies auf das gegenüberliegende Haus über
die Straße: „Sehen Sie das Fenster, schräg dem
meinen gegenüber? Dort stand die Hyazinthe.“
„Sie sind also ihretwegen hergekommen?“
„Um des Mädchens willen, das mir, untreubar
von der Blume, wie etwas Abstriches, ich möchte
sagen: Mithisches, vorstrebte, die mich lockte,
ganz unwiderstehlich. — Einen Tag hielt ich aus
und lachte über mich, den zweiten Tag drängte mich
in die Straße, da sie wohnte, am dritten Tag wider-
stand ich nicht länger. Ich kam und spazierte vor
dem Hause auf und ab. Und da bemerkte ich, daß
das Zimmer, ihr gerade gegenüber, zu vermieten
war. Ich logierte mich sofort hier ein. Gott, es
ist ja nicht schlechter als jedes andere möblierte
Zimmer. Finden Sie nicht auch?“

Kurzum, ihretwegen nahm ich dieses Zimmer,
und von diesem Schreibtisch am Fenster aus sah ich
hinüber... Ob sie wohl am Fenster erhebe?
Oder ob es das Glück wollte, daß sie ausginge und
ich ihr folgen könnte?
Ich sah und sah hinüber. Und einmal wars, da
schwebte die Gardine zurück, und ich sah, wie sie die
Hyazinthe aus dem Doppelfenster hob und ihren
Duft tief in sich hineinatmete. Und wieder war
mir, als habe sie meinen Blick gespürt. Denn sie
schaute empor und mir gerade in die Augen. Sie
lächelte mit blühenden Zähnen leicht. Ihre
Blicke waren wie zwei winzige Diamanten, die
aus einer schwarzen Koble blühten. Und ich winkte
ihr zu, hol mich der Teufel. Ich winkte ihr mit der
Hand. Da erstarb ihr Lächeln auf den Lippen,
sie senkte die langen Wimpern mit dem Flügel-
schlag schwarzer Schmetterlinge. Sie stellte die
Blume wieder hin und zog sich zurück. Die Gar-
dine schwebte vors Fenster.

Erregt, ärgertlich über mich, als hätte ich irgend
etwas Gemeines begangen, sah ich dann an meinem
Schreibtisch. Glauben Sie mir, wenn ich Ihnen
sage, daß ich drei volle Tage so sah, achlos in
Wäand blätternd und ständig hinüberblickend, ob sich
das Fenster nicht wieder öffnen werde? Es ist so.
Ich habe noch nie eine so seltsame Leidenschaft em-
pfunden.

Da ich nun, nur durch einige Meter Zwischen-
raum von ihr getrennt, nur durch ein paar Ge-
schäftsformeln, und grübelte und genöh eine
Schwärmerlei; genöh etwas, wie eine leise Melan-
cholie. Nie hätte ich das von mir gedacht. Aber ich
sah und tat nichts.
Endlich am dritten Tage glaubte ich, mich auf-
raffen zu müssen. Ich schaute mich, so jeden
Schneid verloren zu haben, wie man das nennt.
Ich ging in den nächsten Blumenladen und bestellte
einen großen Strauß knallroter Dahleiden. Ich
gab einige Goldstücke dafür. Es war mir, als
dürfte es nur so sein. Ich telephonierte einen Boten
her und wies ihn an, den Dahleidenstrauß mit mei-
ner Karte im zweiten Stock jenes Hauses abzu-
liefern. Er solle fragen, der jungen Ausländerin!
Ihren Namen wüßte ich ja nicht.

Und dann machte ich einen Bummel unterm
Brandenburgertor durch in die Anlagen. Als ich
nach Hause kam, fielen Sie sich die peinliche Ueber-
reichung vor nach all meinen Erwartungen, lag der
Strauß roter Dahleiden auf meinem Tisch. Und
meine Wirtin, die brollige alte Berlinerin, sagte
mit verächtlichem Lächeln: „Mein Herr, der Khabler
hat den Strauß zurückgebracht, denn der Vogel ist
ausgeflogen.“ — „Wieso?“ fragte ich. — „Das
schwarze Fräulein von gegenüber sei abgereist.“
„Eine Wut überkam mich. Ich eilte hinüber und
klingelte an der Wohnung im zweiten Stock.
Konnte das wahr sein? Eine dicke Madame öffnete
und sah mich misstrauisch an. Ich sagte ihr, ich
hätte vor einer Stunde einen Strauß hier abliefern
lassen, er sei zurückgewiesen worden. „Ah so!“ lächelte
die dicke Madame gutmütig. „Das polnische
Fräulein ist abgereist. Heute früh schon.“ — Ich
war nur acht Tage auf der Durchreise hier!“ — Ich
schaute sie verdutzt an. Aber sie schien keine Aus-
reden zu benutzen. Sie machte einen vertrauens-
erweckenden Eindruck, und ich mußte ihr glauben.
„Nennen Sie sie?“ fragte die Dame. Ich schüttelte
den Kopf. Da meinte sie: „Sie ist durchgebrannt
in der Frühe und hat mir weder Zeitung, noch
Licht, noch Morgentasse, noch Bedienung bezahlet.
Nette Person das. Nur ihre Hyazinthe hat sie da-
gelassen. Aber was kost ich mir dafür?“

„Einen Taler geb ich Ihnen für die Hyazinthe!“
rief ich da aus. „Geben Sie mir die Hyazinthe!“
„Was, Sie wollen die Hyazinthe?“ Sie sah mich mit
großen Augen an. „Für einen Taler sollen Sie
sie haben.“ Und sie führte mich in das Zimmer
der Fremden. Darin schamm ein Hyazinthenbüschel,
dieser berückende Duft, den ich schon einmal einge-
atmet hatte. Und ich zog mit der Hyazinthe im
Arme ab. Der Dame muß ich wohl recht komisch
vorgekommen sein... Vielleicht Ihnen auch?“
„Sie haben nichts mehr von dem Mädchen er-
fahren?“ fragte ich.

„Nein. Weder Adresse, noch irgend etwas.
Aber ich habe die Hyazinthe, zwischen deren Blüten
sie ihr Gesicht tauchte, das zierliche Gesicht. Und so
lange ich ihren Duft atme, ist mir, als hätte ich ein
Stück von ihrer Seele, die mir völlig unerklärlich
ist... Glauben Sie mir, das sind die tiefsten
Lebensschichten, die über welche man sich nicht klar-
heit verschaffen kann und die keine Entstellungen
haben... Bald wird die Hyazinthe welken. Die

weißen Blüten werden ergilben und sich bräunen
und einschrumpfen. Und mit dem Duft wird die
Erinnerung sterben... Aber nächstes Jahr wird
sie da wieder erwachen, wenn der Zwiebel ein
neuer Keim entsproßt? Vielleicht...“

Im Kampf mit den Indern.

Der „Frankf. Ztg.“ entnehmen wir folgenden
Feldpostbrief:
Heute hatten wir zum erstenmal gegen die
Inder zu kämpfen und weiß der Teufel, das
braune Lumpenpad ist nicht zu unterschätzen. Wir
alle sprachen zuerst mit Geringschätzung von den
Indern, und unsere Meinung war auch sehr be-
greiflich, wenn wir die Jammergestalten besahen,
die so oft als Gefangene an uns vorübergeführt
wurden. In Lumpen gehüllt, frierend wie die
Schneider, mit blaugrauen Nasen und einge-
zogenen Schultern schlichen sie daher, so daß die
tolle Waise über die Müßbundesgenossen der
Franzosen gerissen wurden.

Heute nun lernten wir die Bande von einer an-
deren Seite kennen. Wir lagen schon seit drei
Tagen unter dem unterbrochenen Geschützfeuer der
Engländer in unsern Schützengraben und hat-
ten Mangel an Nöthigen, denn nur des Nachts
war es möglich, uns zu verproviantieren. Wasser
hatten wir genug, über uns und unter uns, so
daß wir die schönsten Freibäder nehmen konnten.
Durch Mitternacht demgemäß nicht, desto mehr aber
Dunster. Die Engländer schienen ein diabolisches
Vergnügen daran zu haben, uns mit Granaten zu
beschießen. Gottlob wurde nur sehr wenig Unheil
angerichtet, und wir fühlten uns im großen und
ganzen gar nicht mal so ungemächlich in unseren
Schützengraben; wenn eben genügend zu futtern da-
gewesen wäre, hätten wir kaum geklagt. Nachdem
es nun, wie gesagt drei Tage lang Granaten ge-
regnet hatte, den himmlischen Regen gar nicht ge-
rechnet, dachten die Herren Briten wohl, wir wären
jetzt ziemlich aufgeweicht und in Drei aufgelöst.
Deshalb hatten sie uns den Besuch ihrer braunen
Bundesgenossen zugebracht, die uns mit Haut und
Haar aufzufressen sollten. Weiß der Teufel, was die
Engländer den Kerlen eintrichtert hatten, auf
jeden Fall waren die, welche da gegen unsere Linien
anrückten befohlen oder sonst vom bösen Geist
besessen. Unter einem hurraischen Gebrüll,
gegen das unser Hurraufen wie das Wimmern
von Säuglingen klang, sprangen tauende von
braunen Gestalten auf uns zu, und zwar so plötz-
lich, wie aus dem Nebel herausgespien, daß wir im
ersten Augenblick vollständig überascht waren.
Schnell waren wir jedoch gefaßt, und das Gewehr
in der Faust erwarteten wir den Angriff in aller
Ruhe. Gar zu trügerisch war der Anblick der an-
rückenden Horde nicht, besonders für unsere mili-
tärlich geschulten Augen, denn die brüllende, heu-
lende, heranstürzende und wild die Waffen schwin-
gende Horde wirkte eher komisch wie beängstigend.
Auf hundert Meter ließen wir das Gefindel heran-
kommen, dann eröffneten wir ein rasendes
Schneidfeuer, das Hunderte wegnahmte. Doch
des ungeachtet drangen die andern vor, vorwärts-
lend wie die Katzen und mit beispielloser Gewandt-
heit über die Hindernisse wagnend. Im Nu
waren sie in unsern Schützengraben, und wahrlich
die Braunen waren keine zu verachtende Gegner.
Mit Kolben, Bajonet, Säbel und Dolch wurde jetzt
auf einander losgehauen und geüchelt, und wir
hatten bitter harte Arbeit, die uns erst durch im
Kampfschritt bereitende Verstärkung erleichtert
wurde. Dann aber waren wir die Kerle zu den
Schützengräben heraus und zwar so, daß ihnen
Hören und Sehen verging. Wir gingen dann na-
türlich weiter vor und verfolgten den Feind bis in
seine eigenen Schützengräben hinein. Bei unserem
Vorgehen begingen wir den Fehler, die verwun-
deten oder sich tot stellenden Inder nicht inschädlich
zu machen, indem wir ihnen die Waffen abnahmen.
Wir sollten diese Unterlassung schwer bereuen, denn
kaum waren wir hinter dem fließenden Feinde
100 bis 150 Meter hergerückt, als wir auch schon
von hinten Feuer bekamen, das viele der Unzigen
fällte und uns an noch intraktiverer Verfolgung
der andern hinderte. Die Wut, mit der wir zurück-
gingen, und über die beinahe tödliche Wunde fielen,
ist nicht zu beschreiben. Ein beinahe tödliches Volk
habe ich noch nie kennengelernt, schon das schlang-
gleiche Herankriechen und plötzliche Vorstößen ist
unheimlich. Noch schlimmer ist dieses „sich tot
stellen“ und hinter dem vorrückenden Feind her-
schleichen oder aufspringen und mit Messer und
Dolch in den Reiben des arglos passierenden Geg-
ners wüten.

Um so erbärmlicher betragen sich die Kerle in der
Gefangenschaft, und hier ist es nun wieder,
wo die alte deutsche Gutmütigkeit die Oberhand be-
hält, und die gefangenen Inder beinahe, denn im
Grunde genommen können die armen Teufel ja
nichts dafür, daß sie uns gegenüberstehen. Ein
eingeborener Offizier sagte uns, daß die indischen
Truppen mit Maschinengewehren durch die Eng-
länder vorgetrieben wurden und daß große Mengen
von Spirituosen an die Leute verteilt wurden. Auch
kurieren die tollsten Schauergerichte bei den in-
dischen Truppen über uns, desto größer ist die Ver-
wunderung, wenn sie bei uns anständig behandelt
werden. Sowie der Inder gefangen genommen
worden ist, ist er zahm und gutmütig wie ein Kind,
weiß der Teufel, was die Engländer für Mittel an-
wenden, um die Burischen so gemeinlichlich zu
machen. Auch sind fast alle Inder mehr oder
weniger krank, die meisten husten fürchterlich,
frieren ganz erbärmlich und zeigen in ihrem ganzen
Handeln und Benehmen so recht ihr Sklaventum.
Herbeikommen usw. ist ein Zeichen der Dankbarkeit,
und drollig ist es zu beobachten, was für Gefächter
unzere Leute schneiden, wenn sie die oft 14 Tage
nicht gewaschenen Hände gefaßt bekommen. R.

Allenlei.
Die Deutschen — Meister der Kriegskunst. Daß
die Deutschen es wohl verstanden haben, die Vor-
teile auszunutzen, die das neblige Spätherbstwetter
auf dem westländischen Kriegsschauplatz mit sich
bringt, geht aus dem Bericht eines französischen
Offiziers hervor, der im „Progress“ widergegeben
ist. Der Franzose sagt da über einen Zusammen-
stoß bei unrichtigen Wetter: „Ein dichter Nebel-
schleier füllte die ganze Gegend ein. Mein Batail-
lon befand sich am äußersten Ende einer Ebene, die
von einem fast abfallenden Hügel beherrscht wurde.
Seine Umrisse konnte man nur undeutlich er-

fennen. Das Bataillon zögerte, den Hügel zu be-
steigen; wußten wir doch nicht, was jenseits der
Anhöhe vorging. Da hörten wir plötzlich ein
lautes Durraufschrei und das Signal zum Sturm-
angriff. Beim Näherkommen erkannten wir die
schon bekannten Umrisse von Massen, die im Sturm-
schritt den Hügel erklimmen. Das waren ohne
Zweifel Franzosen, die den Befehl bekommen
hatten, den Hügel zu nehmen! Unser Bataillon
ging vor und schwärmte in der Ebene aus. Nach
und nach erstarben die Durraufe, und wir nahmen
an, daß die Unzigen sich der feindlichen Stellung
bemächtigt hatten. Plötzlich aber prasselte ein
fürchterlicher Kugelregen auf unser ungedecktes Ba-
taillon hernieder und richtete schreckliche Ver-
heerungen an. Als der Nebel sich verteilte, er-
kannten wir, daß die deutschen Infanteristen im
Schutze des Nebels einen Bajonettkampf vorge-
täuscht hatten, um unser Bataillon, dessen Stellung
sie ausgefundigter hatten, in die Ebene zu loden.“

Weiterhin bezeugt dieser französische Offizier, daß
die Leichtigkeit, mit der die Deutschen sich in der
französischen Sprache ausdrücken, ihnen häufig von
großem Nutzen ist. Auch davon erzählt er ein Bei-
spiel: „Französische Truppen gehen durch einen
Hohlweg und glauben durch den dichten Nebel voll-
kommen geschützt zu sein. Plötzlich bemerkt man in
den Feldern, die den Weg umsäumen, eine Menge
Gestalten, die ebenfalls in Bewegung zu sein
scheinen. Aber man ist bald beruhigt, denn aus
dem Nebelmeer strömen lustige Gespräche im
reinen Französisch. So marschieren unsere Leute
vertrauensvoll weiter und tauschen mit den un-
sichtbaren „Kameraden“ Ederzworte aus. Da auf
einmal hört man von rechts und links das Knat-
tern von Gewehrsläusen. Wir sind mitten unter die
Deutschen geraten, die längs ihrer Kolonne Sol-
daten verteilt haben, die die französische Sprache
vollkommen beherrschen. Man sieht also, so leicht
der französische Offizier voll Wehmut, daß die
Deutschen die Meister der Kriegskunst sind, und daß
ihnen dabei nichts so gewagt erkömmt.“

Eine Panik in Dänkirchen. Ein bekannter
Kriegsberichterstatter amerikanischer Blätter schreibt
der „Berl. Vörsen-Zeitung“ über Paris-Von durch
einen Mittelsmann einen interessanten Bericht, dem
wir folgenden entnehmen:
Wir feuerten vom englischen Hafen Folkestone
nach Dänkirchen, und kaum waren wir da an Land
gegangen, als es in der Stadt hieß: „Die Ula-
nen kommen.“ Ich bin an Paniken nun schon
einigemal durch den Aufenthalt in Paris ge-
wöhnt, aber was ich in Dänkirchen erlebte, geht
über alle Vorstellungen. Als jener Entsetzensruf
erlöste, stand ich schon mit beiden Beinen auf dem
europäischen Kontinent. Gott sei Dank, denn sonst
hätte ich mit zahlreichen anderen Fahrgästen zu-
sammen, die sich bei der Landung Zeit gelassen
hatten, nicht an Land kommen können. Unser
Schiff konnte nicht an den Kai heran. Es mag sein,
daß die 850 Mann Engländer, die mit mir
schon ausgebootet waren, nicht feldmarschmäßig
ausgerüstet dahanden. Aber sie hatten immerhin
ein Gewehr, hatten Munition auf Ded erhalten,
konnten also die Ulanen, die Schreden des Hafens
und der Stadt Dänkirchen, mit einer frischen Salve
empfangen und sich fungelegene Krieges-
beeren verschaffen. Aber statt ins Feuer gingen
sie ins Wasser. Es ist dies nun mal ihr
Element, und es hat auch den Vorzug, daß es re-
lativ weniger gefährlich für das Leben wird als
das Feuer. Die 850 Mann englische Soldaten
waren wie weggeblasen von der Landungsbrücke.
Noch immer sehe ich sie vor mir im Wasser herum-
plätschern, mit dem Kiel nach dem Schiff zu, das sie
soeben verlassen hatten, um Frankreich Richtung zu
bringen. Hinter ihnen schwammen die Flin-
ten umher, die ihren Beruf verfeßelt hatten.
Nicht alle konnten an Bord kommen, an 20 Mann
ertranken, da die Boote ebenfalls das Weite
suchten. Vier davon keuzerten, weil sie zu viel
von den Rettung suchenden Soldaten aufgenommen
hatten. Man könnte nun denken, ein ganzes Re-
giment Soldaten hätte sich dem Hafen genähert.
Ich warte eine geschlagene Stunde auf ihr Heran-
rücken. Kein Mensch war zu erblicken, und auf den
Strahlen ließ sich kein Dänkirchener Bürger sehen.

Das mit den Ulanen in Dänkirchen war noch
lange nicht das schlimmste. Als ich den Kapitän
fragte, warum denn die ausgebooteten Soldaten
nicht mutig die Ulanen erwarteten, erklärte er mir,
die meisten der jetzt aufs Festland gebrachten Sol-
daten haben noch gar keine Ausbildung
genossen. Sie wüßten auch mit dem Gewehr
nicht umzugehen. In der Praxis würden sie in
wenigen Tagen mehr lernen, als bei dem
theoretischen Unterricht zu Hause. Während der
Fahrt von Folkestone nach Dänkirchen hatte ich
viel von Vaterlandsverteidigern sprechen können. Sie
alle waren überzeugt, daß sie nicht mehr in's
Gesicht kommen würden, da die Hauptarbeit
bereits verrichtet und der Feind geschlagen sei.

Rätsel.
Bilderrätsel.



Rätsel.
Erst nimmt von Belgien ein Teilchen,
Dann eine Stadt in russischen Land.
Dann eine alte wadre Waffe,
Die liegewohnt in unserer Hand.
Die liegewohnt in unserer Hand.
Dann kommt er und — uns kurz zu sagen —
Von Belgierkönig Kopf und Krone,
So wird der Ganze wunderbar.
Viel gilt er schon im Frieden zwar,
Doch mehr noch gilt er jetzt im Krieg,
Da führt er uns zu Ruhm und Sieg.

Auflösung des Rätsels.
Mittwoch.
Hieroglyphen. Mit geballter Faust fängt man
keine Fliegen.

